

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 221 (1948)

**Artikel:** Der nächste Zug  
**Autor:** Schütz, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-656623>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 27.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der nächste Zug

Von Hans Schüh

In diesen Hornertagen mögen es drei Jahre sein.

Drei Jahre — die Zeit der traulichen, motorlosen Straßen, die Zeit der traulichen Schachpartien mit Signor Patti, dem wirrgelockten, süditalienischen Internierten, die Zeit auch der untraulichen, regelmäßigen Aufgebote an uns: „Sie erhalten Befehl, feldmarschmäßig...“

Drei Jahre bloß — und doch wie fern schon, wie traumhaft weggerückt aus der Wirklichkeit dieser Tage! Das Bittere, das Mühselige vergaß sich leicht, leuchtend aber und tröstlich grüßt uns heute noch mancher Scherz, manches gute Wort und mancher ergötzliche Zwischenfall ohne böse Folgen.

Nun denn. — Auf Peters Tisch lag wieder einmal das berühmte Aufgebot. Ausgerechnet auf Sonntagmorgen. Peter schwor wie jeder normale Schweizer Bürger. Er knurrte die Gattin an, obschon sie ihm beim Kaputtrollen half, er verwünschte die Nähmaschinen, obschon er sie sonderbarerweise ohne Rost fand, und er warf die Schuhe in die Küchenecke, obschon ihnen diesmal kein Nagel fehlte. Daß Georg mitmußte, das tröstete ihn wenig.

Georg war sein Busenfreund im feldgrauen und im gewöhnlichen Rock, im Dienst aber Fournier dazu und Spender von Sold und urlaubverheißenden Transportgutscheinen. Ein Prachtskerl — unbedingt! Doch auch der Gedanke an Georg vermochte Peter nicht zu trösten. Er war ganz einfach aufgebracht, er war wie ein gerollter Igel und wer ihm nahekam, wich erschrocken zurück.

Da klingelte es. „Peter, ich gehe“, rief seine Frau eifertig aus der Küche. „Laß mich“, dröhnte er, „die verdammten Hausierer... Sie erwischen dich ja doch immer wieder!“ Er stiefelte durch den Gang, die Tür flog auf — draußen stand Georg, in Uniform, mit Tasche und Pistole.

„Welch ein Dienstleister, mein Lieber!“ neckte der Ankömmling und griff freundschaftlich nach der Erkennungsmarke, die vor Peters Hemd baumelte.

„Keine faulen Sprüche — von einem, der

einen Tag zu früh einrückt“, ermannte sich der Hausherr. Georg erlauchte den grollenden Unterton. Er besänftigte: „Ruhig, ruhig, mein Freundchen, einrücken will ich, aber morgen erst — und mit dir! Heut komm ich bloß Abschied feiern — wenn du's erlaubst?“

Peter hatte Mühe. Ärger und Verwunderung stauten eine leicht anschwellende Freude. „Du spinnst... und ich ertrage es im Augenblick schlecht!“

„Wird's endlich, du ungläubiger Tobias“, wettete Georg gutmütig und klappte seinen kleinen Koffer auf. Ein Flaschenhals schimmerte hervor...

Da gab Peter den Eingang frei.

Man feierte den Abend. Aus einer Blechdose zauberte Peters Frau zuckrige Spitzbuben, und die rundlichen, fettbraunen Tirggel verrieten die Nähe einer Bauernküche. „Einen Rest Fastnachtsgebäck“, entschuldigte sie sich. Auch Peter ließ sich nicht lumpen und entkorkte die beiden letzten Flaschen Johannisberger 1937 mit dem leise bitteren Nachgeschmack der gähnenden Öde im Keller, mit der sanft tönenden Borahnung und Freude auf Georgs Champagner aber auch, den man sich zum Schlummertrunk aufgehoben hatte.

Immerhin, übertrieben ging es nicht zu, — und als der Wecker des Morgens um halb 6 auf dem Nachttisch rasselte, schnellte Peter hoch, schon ganz strammer, vorbildlicher Soldat und kloppte mit dem Knäuel des Bajonetts seinen Fournier aus der Kammer herunter.

6.18 Uhr fuhr der Zug. Die Zeit mußte reichlich langen, denn Peters Haus stand oben an der kurzen Lindenallee, die zum Bahnhof führte. Vielleicht langte sie sogar zu gut...

Peter hatte noch dies und das zu ordnen, lief vor den Spiegel, suchte sein zweites Militärmesser, behütete umständlich seine Frau — das böse Gewissen von gestern kniff ihn leicht — und kehrte, schon auf der Straße, nochmals zurück: „Frau, und wenn dann der Reisende von ... Sie kommt, bestell noch ein Kistchen von jenem Fendant!“

„Komm jetzt“, rief Georg draußen, „an der Kirche schlug's eben ein Viertel!“ Peter erschien, munter und schmunzelnd wie die Morgen Sonne, und sprudelte im Gehen: „Weißt du, Georg, wir

rutschen doch so allgemach ins Alter, wo wir ihn genießen lernen!"

Ohne sonderliche Eile schritten sie die Lindenallee entlang. Die bereiften Baumkronen, vom Licht der Straßenlampen beglänzt, blühten wie silbernes Wurzelwerk aus dem Nebel.

Plötzlich pfiß ein Zug. Ganz nah und böse. „Ni“, schrie Georg und begann zu laufen, mit langen, schlenkernden Beinen, die Tasche schwingend wie ein ungefüges Uhrenpendel. Peter hinterdrein. Der Tornister hüpfte auf seinem Buckel wie ein Kobold. Georg links über die Rampe, Peter rechts um die Bahnhofecke.

Da schoß der Zug heran, kreischend, mit drei hellen Augen aus dem Nebel stürzend. Grüne Blicke fuhren vom Bügel ins Grau. „Halt!“ schrie Georg auf der Rampe, „halt!“ brüllte Peter an der Bahnhofecke. Helleuchtende Fensterreihen, Soldatenköpfe, in den Ecken dösend — vorbei, vorbei...

Peter schwor wieder, Georg nun auch. Beide fuhren auf den Vorstand los. Der drehte gerade die Barrieren auf. Eine rote Laterne stand neben ihm. „Was ist mit dem Zug?“ feuchte Peter. Der Vorstand starrte sie verständnislos an. „Halt auf Verlangen! — Da muß man zeitiger auf dem Platz sein. Ich kann nichts dafür.“

Die beiden verstummten. Natürlich konnte er nichts dafür. Georg zückte den Fahrplan. „Wann fährt der nächste?“ Sein Zeigfinger glitt den Linien entlang... „7.10 ab... 7.33 Burgdorf an. Der Ötner um 7.20 ab. Er erwischt den Anschluß also nicht...“ Ein Seufzer. „Und wir rücken zu spät ein...“ — „Und wir rücken zu spät ein“, murmelte Peter hilflos.

„Hättest du die Fendantbestellung bleiben lassen, du, du — Sebulon, du!“ knurrte Georg verbittert.

„Wärst du gestern daheim geblieben, ich hab dich nicht zu mir gebeten“, giftelte Peter.

Sie sahen aneinander vorbei, mit unbewegten, feindseligen Mienen. Sie sahen ihre Dienstbüchlein vor sich, makellos bisher wie Coiffeurscheitel. Sie selbst bisher ohne Fehl und Buße, anständige Bürger, beide, nie mit Befehl und Geheiß in Widerspruch geraten — und nun dies. Sie standen stumm, leicht gereizt, ihre Wangen röteten sich wie Danziger Kantäpfel im Sep-

tember. Sie versuchten im Geiste das Unabwendbare mit allerhand Kniffen, mit Worten und Intelligenzbeweisen zu verhindern, eine Blamage war peinlich, übel war ein öffentlicher Rüffel für Bürger von ihrer Währung. Sie hätten sich ansprechen mögen — und wußten beide genau, daß damit nichts besser wurde.

Da hatte Peter eine Erleuchtung. „Wir suchen ein Auto!“

„Ach, hör doch auf“, brummte Georg, „jetzt, wo niemand mehr Benzin hat — und heute erst, an einem kalten, nebligen Sonntagmorgen!“

Peter gab nicht nach. „Meyer Edi hat einen Holzvergaser. Vielleicht fährt er mit uns.“ — „Ja, meinst du?“ Auch in Georg züngelte ein Hoffnungsfeuerlein.

An der Kirche schlug es halb 7. Sie liefen ins Dorf hinauf. Ein Milchkarren holperte zur Käferei. Der Nebel kochte um die Straßenlampen. Sonst war alles wie ausgestorben. Meyer Edis Haus lag in tiefer Ruhe. Kein Lichtschimmer, kein Laut. Wie ein stummer Vorwurf starrte es auf sie nieder.

Peter ermannte sich. Er schlich auf den Fußspitzen (wie verkehrt, wenn man jemanden wecken will!) die Treppe empor und drückte auf den Klingelknopf. Rrrr — surrte es in Edis Hausgang. Peter zitterte vor Aufregung. Er lauschte. Nichts, keine Stimme, kein Geräusch... Er hob abwechselnd den linken und dann den rechten Fuß, er wartete — Nichts...

Da gab er sich einen zweiten Ruck und preßte den Daumen auf den Knopf. Die Klingel schnurrte energischer, zudringlicher. Wieder horchten sie. Georg am Treppenuß, Peter vor der Türe.

Edi hatte einen gesunden Schlaf — oder einen unerschütterlichen Willen.

Die Kirchenglocke schlug drei Viertel. „Und jetzt, was willst du?“ zischte Georg unten. Peter gab sich noch nicht geschlagen. Behutsam tappte er die Stiege hinunter. Was die Schuhnägel für einen aufreizenden Lärm machten!

Am Straßenrand lag ein Streusandhaufen. Dorthinein griff seine offene Hand. „Nicht umsonst war ich früher ein gefinkelter Nachtbube!“ triumphierte er. Die Rechte zum Wurf bereit, so pflanzte er sich in der Straßenmitte auf. Der

Sand klirrte an die Scheiben, hart, prasselnd wie Hagelkörner. Das half.

Licht ging an, ein Fensterflügelchen girrte, und Edis Stimme tönte herunter. „Was, zum Donnerwetter, ist denn da los?“ Peter sprudelte wie ein Frühlingsquell. Jetzt reden, nichts als reden, solange das Fenster offen war. Bewegt schilderte er den Umstand. „Nicht wahr, Edi, du kommst —, sonst fliegen wir in die Riste. Du bist ja rasch in Burgdorf! Nicht wahr, du kommst!“

Edi zögerte. Endlich ließ er sich erweichen. „Also!“ Das Fenster klappte zu. Peter frohlockte: „Siehst du, Georg, jetzt langt es noch. Bravo!“ Georg dämpfte die aufflackernde Freude. „Aber er muß dann bald etwa kommen, es schlägt nächstens 7 Uhr. Und bei solchem Nebel zu fahren!“

Doch Edi kam nicht gleich. Begreiflich, er mußte sich anziehen. Eine Krawatte würde er sich auch noch umbinden.

Jetzt schlug es 7 Uhr. Da sprang oben die Tür auf. Edi? Nein, Heinz, sein Zwölfjähriger, hüpfte heraus.

„Der Vater kommt bald!“ Der Knabe rumpelte ein rückwärtiges Stieglein hinunter zur Garage. Dort machte er sich am Motor zu schaffen.

Georg sah an die Armbanduhr. 7.05 Uhr. Da erschien Edi. Nicht eben freundlich, denn der Morgen war kalt, schneidend kalt wie ein Senfenblatt und der Nebel dick wie Kartoffelsuppe. Alle drei liefen zum Wagen. Edi begann ebenfalls am Motor zu arbeiten. Holzgasgeneratoren, älteren Systems vornehmlich, hatten oft die üble Gewohnheit, wie störrische Esel zu bocken, zumal an einem minusgrädigen Februar Morgen.

Endlich sprang der Motor an. Edi, der baumlange Kerl, klappte sich zusammen und kroch auf den Führersitz. Georg sah an die Uhr. 7.09 Uhr. 7.20 Uhr fuhr in Burgdorf der Zug. Peter war



Ein Kondukteur der „Spanisch-Bröttli-Bahn“ in 1847er Originaluniform erklettert einen Wagen.

Photopreß, Zürich

bleich geworden und biß sich auf die Unterlippe. Plötzlich stotterte er: „Edi... du... Kannst du... kannst du in zehn Minuten auf Burgdorf fahren?“

Der warf den Kopf herum. „Was? — in zehn Minuten — bei solchem Nebel? — Ausgeschlossen!“

In dem Moment piff vom Bahnhof her ein Zug — der nächste...

Wie eine Raçe schnellte Peter vom Wagenfenster weg, gab Georg einen Stoß, und dann rannten beide davon, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her.

Sie erreichten den Zug, sie stürmten die Treppe — und schon fing der Wagen an zu rollen. In ihren Ohren aber donnerte Meyer Edis Holzgasmotor...

Es gibt Einheitskommandanten, die für türkische Zwischenfälle Verständnis haben. Georg und Peter hatten das Glück, einen solchen zu besitzen.

Runde Augen aber bekam Edi Meyer, als ihm die Post eines Tages ein gewichtiges, solid umschnürtes Paket ins Haus trug, in welchem er unter drei erlesenen Flaschen einen Zettel fand:

„In Anerkennung Ihrer Verdienste an bedrängten Wehrmännern!

Deren Kommandant:  
Hptm. G.“

### Interessante Errungenschaft auf dem Gebiete der Pflanzenverwertung

Nach langjährigen Versuchen ist es gelungen, mittels Verarbeitung auf kaltem Wege Gemüse, Früchte und Heilpflanzen derart zu konservieren, daß sie ohne besondere Aufbewahrungsvorsicht selbst nach mehrjähriger Lagerung noch einen außerordentlich hohen Vitamin-C-Gehalt aufweisen. Maßgebende Vitamin-Institute bestätigen auf Grund durchgeführter Untersuchungen, daß z. B. in 100 Gramm Spinatsubstanz nach mehrjähriger Lagerung noch über 100 Milligramm Vitamin C gefunden wurden. Ein berühmter Biologe beurteilt diese Errungenschaft als sehr wertvoll.

Die Konservierung wird nicht durch Trocknen oder Zusatz von Konservierungsmitteln erreicht, welche zum Teil oft schwere Blutgifte sind; sie beruht bei diesem neuen Verfahren vielmehr auf der Konzentration der natürlichen Säfte mit ihren Stabilisatoren.

Eine weitere Errungenschaft, die weitgehende Wasserlöslichkeit der Pflanzensäfte, ja sogar der ätherischen Öle und Harze, ist ebenfalls diesem Verfahren zu verdanken. Sie erhöht die thera-

peutische Wirksamkeit der Heilpflanzen um ein Vielfaches.

Die Heilmittelbranche verfügt heute über Präparate, die aus Pflanzensubstanzen zusammengesetzt sind, welche mittels diesem neuen Verfahren gewonnen wurden. Die Auswahl wurde auf Grund eingehender Studien der jahrtausendealten klassischen Kräutermédisin sowie der neuesten Kenntnisse über Balsamika getroffen. Doch ist es zum ersten Male durch dieses völlig neue Verfahren gelungen, die therapeutische Wirksamkeit der sog. Marphalin-Präparate so zu steigern, daß bisher unbekannte Erfolge verzeichnet werden können.

### Mittag und Nacht auf dem Mond

Wenn es auf dem Mond Lebewesen gäbe, müßten sie im Laufe eines einzigen Tages Temperaturunterschiede überstehen können, die so gewaltig sind, daß um die Mittagsstunde an der freien Luft Schwefel schmelzen würde, während in der Nacht Alkohol gefriert. Nach den Mitteilungen der amerikanischen Forscher Dr. Seth B. Nicholson und Dr. Edison Pettit, denen es gelang, mit Hilfe eines besonderen Apparates, durch den Wärme und Licht der Mondstrahlen voneinander abge sondert wurden, die auf dem Mond herrschenden Temperaturen zu messen, müßten die Mondbewohner um die Mittagsstunde, das heißt zu der Zeit, wenn die Sonne eine Stelle auf der Mondoberfläche unmittelbar bestrahlt, hier eine Hitze von 129 Grad Celsius aushalten. In einem Umkreis von tausend Meilen, von dieser Stelle aus gemessen, wäre es noch so heiß, daß Wasser sogleich ins Sieden käme. Wie kalt es dagegen auf dem Monde ist, wenn die Sonne ihn nicht bestrahlt, zeigten die Untersuchungen, die während einer Mondfinsternis ausgeführt wurden. Vor Beginn der Finsternis betrug die Temperatur etwa 65 Grad Wärme. Als jedoch die Finsternis ihr Ende erreicht hatte, war mittlerweile die Temperatur auf 91 Kältegrade gesunken. Diese Temperatur kann man sich somit als die gewöhnliche Nachttemperatur des Mondes vorstellen, wie denn auch wohl dieselbe Kälte auf dessen unbeleuchteter Seite herrschen dürfte.